

Antonia. Novelle von Egert Winnsteen, Dr. Antona, Joh. F. Hammerich. 1843.

Italienische und deutsche Maler behandelten in Ober- und Unterabtheilungen desselben Gemäldes doppelte Gegenstände, beide nach dem Gesez der Kunstreinheit, durch eine religiöse Hauptidee verbindend. Mit schärferem Contraste, aber auch zu ethischem Kunstzwecke ist in der Novelle „Antonia“ das Streben einer jungen Geistesheroine, selbst in der Liebesverbindung sich nicht zu binden und, einem Manne sich einigend, dennoch volle Freiheit und Selbstständigkeit sich zu bewahren, unter den allmäligen Einfluß des erwachenden religiösen Gefühls und eines Sittengesetzes gestellt, welches nicht beobachtet zu haben, Antonia, bei aller Verständigkeit ihres, gegen ihren Erwählten, aber nicht gegen ihr erstes Kind, auch liebevollen Wesens, zuletzt bereut. Dieser ethischen Idee gefeilt sich bei dem Scharfsinn und der Weltbildung des Verfassers, in geglätteten Formen eine plastische Behandlung des Für und Wider der Frauenemancipation, wobei mit viel Umblück Zustände der verschiedenen Nationen der Welt berührt werden. In allgemeiner Anerkennung des Ideenreichtums, welchen der Verfasser bei diesen Angaben entfaltet, haben wir nur die Richtigkeit einiger derselben zu bezweifeln. Das Familienleben der Araber ist einfach, aber eben dadurch glücklich, und wie der Verfasser selbst die Frauen „Mittel der schaffenden Natur“ nennt, so stellt auch der Koran das Weib nicht unwürdig dar, wenn er die Geheimnisse der Mütterlichkeit, sie halb und zart verschleiernd, durch Bilder aus dem Blumenreiche andeutet, mit dem Blicke des Naturforschers, welcher in allen Abstufungen der organischen weiblichen Bildung dasselbe Grundgesetz wahrnimmt. Im Eingange des Werkes ist die Vertheidigung der Frauenemancipation durch Antonia, diese Rose mit dialectischen Dornen gegen die Alleinherrschaft der Männer so vorherrschend, daß die Ehe, jenes Institut der Klugheit und Weisheit, durch welche dem wandelbaren Gefühle der Männer und Frauen ein Halt gegeben werden soll, fast gar keinen Fürsprecher findet. Die hierauf folgenden „Träumereien eines alten Knaben über die Ehe,“ enthalten dagegen schon in ihrem Eingange den ohne Zweifel richtigen Grundsatz, daß An-

hänglichkeit an das lautere, nicht wüste Mannsthum des Gatten die wahre Bestimmung einer Vermählten und liebevolle Sorge für ihre Kinder ihre gleichfalls heilige Pflicht sey. Wir finden in diesen „Träumereien“ viel Wahres, bemerken aber, daß die Doppelhehen deutscher Fürsten des Mittelalters nicht nur aus einer Connivenz gegen Neigungen des Volkes, sondern manchmal aus besonderen Gründen, z. B. wegen abnormer Bildung der ersten Gattin geistlich nachgelassen wurden. In neuerer Zeit haben deutsche Gesetzgebungen die Härten gemildert, welche sich, auch dem Wesen der Ehe unangemessen, in die älteren Gesetze eingeschlichen hatten. Die Vielseitigkeit, mit welcher der Verfasser seinen Stoff in objectiver Schärfe behandelt, steht in Verbindung mit der hierdurch bedingten Verschiedenartigkeit der Charaktere. Doch wünschten wir einigen derselben noch ein wärmeres individuelles Leben, erkennen aber an, daß durch die religiöse Tendenz des zweiten Theiles dieses Gemäldes aus der conventionellen Welt eine mildere Region sich dem Gefühle erschließt, in Maria die sanftere Weiblichkeit als Rose ohne Dornen erscheint und der Character Antonien's dadurch an Interesse noch gewinnt, daß sie, in ihrem geistigen Werthe, bei erwachender inniger Weiblichkeit ihr nicht ganz unverdientes Unglück mit Ergebung und Mitgefühl für fremde Leiden trägt.

E. Gehe.

Der Plauen'sche Grund von Julius Pechholtz.

Mit einer Karte (und einer Uebersichtstafel). Dresden, Druck und Verlag von Blochmann. 1842. (kl. 8. XL und 77 Seiten.)

Wiewohl die eigene Anzeige meiner Schrift Manchen bedenklich und Manchen sogar verdächtig erscheinen mag, verdächtig, sofern Manche in den Selbstanzeigen nichts Geringeres als Selbstlob zu wittern lieben, und bedenklich, sofern Manche für unbedingt rathsam erachten, einem möglichen Verdachte des Selbstlobes sich nicht bloßzustellen, so trage ich dennoch durchaus kein Bedenken, das Erscheinen meiner Schrift hierdurch selbst anzugeigen, und zwar um so weniger, als ich bei Gelegenheit dieser Anzeige Zweierlei, was in meiner Schrift selbst theils aus Mangel an Raum nicht gesagt werden konnte, theils